

Insgesamt legt E. ein durchaus interessantes Buch vor, mit dessen Hilfe man einen guten Einblick in antikes Denken und vor allem in die Gedankenwelt Epikurs erhält. Allerdings ist Euringers Darstellung nicht frei von Spekulationen, insbesondere im zweiten Teil. Hier sollte jeder Leser sich selbst ein Urteil bilden, inwieweit er den Vorstellungen des Autors folgen will.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Walter Burkert: *Die Griechen und der Orient*. München (C.H. Beck) 2003. 176 S., EUR 19,90 (ISBN 3-406-50247-4).

*Ex oriente lux ...* Bereits der Titel des Einleitungskapitels „Klassisches Griechenland und orientalischer Hintergrund“ macht deutlich, worum es in diesem Buch geht: aufzuzeigen, dass die klassische griechische Kultur nicht „wie von selbst aus der Natur des Menschengeschlechts“ (10), nicht in provinzieller Abgeschlossenheit, sondern im interkulturellen Kontext der Hochkulturen des Orients entstanden ist. W. BURKERT (B.), Emeritus für Klassische Philologie an der Universität Zürich, bekannt v. a. durch seine religionsgeschichtlichen Studien (erinnert sei etwa an „*Homo necans*: Interpretationen altgriechischer Opferriten und Mythen“ 1972 bzw. „Kulte des Altertums. Biologische Grundlagen der Religion“, 1998), zeigt auf, dass v. a. das historische 19. Jahrhundert die Isolierung des klassischen Griechenland zu verantworten hat. Erst nach dem 2. Weltkrieg sei es im Gefolge der Publikation hethitischer Texte und der Entdeckung von Linear B zu einer zunehmenden Anerkennung einer interkulturellen Perspektive gekommen, die B. als „gegenwartsbedingt“ deutet: „In der wachsenden Weltgesellschaft ist Europa eine kleinere Halbinsel, bewohnt von einer schwindenden Minderheit, umdrängt von zunehmend selbstbewußteren Mehrheiten. Deutlicher noch ist die veränderte Situation in den USA, wo das sogenannte Abendland allmählich aus dem Blick gerät. Kritik, teilweise ausgesprochen aggressive Kritik richtet sich gegen die angebliche intellektuelle Einzigartigkeit des vergangenen Europa, der ‚*dead white men*‘, und damit explizit auch gegen seine geistige Grundlage, also gegen die

Griechen als die ältesten der ‚*dead white men*‘.“ (11).

In einem knapp gehaltenen historischen Überblick zeigt B. auf, wie die Griechen, bedingt durch ihre geographische Lage am Rand des imperialen Ostens, zweimal das Glück hatten, weder vom Großreich der Assyrer (8./7.Jh.) noch dem der Achämeniden (5. Jh.) überrollt worden zu sein, sondern vorwiegend die positiven Wirkungen des Kulturtransfers erfahren zu haben. Das besondere Phänomen „Klassisches Griechenland“ erklärt B. durch „Aspekte von Freiheit“: das Fehlen einer beherrschenden Zentralmacht ließ eine Vielzahl von lokalen Zentren zu mit entsprechenden Chancen für Individuen, die in Konkurrenz zueinander traten. Daraus erwuchs die agonale Rhetorik, deren argumentierendes Vorgehen bald bloßes Autoritätsdenken überwand.

In Kap. I (Alphabet und Schriftkultur, 23-27) zeichnet B. nach, wie es ausgehend von ägyptischen Hieroglyphen bzw. mesopotamischer Keilschrift über die Silbenschriften der Mittleren Bronzezeit (Linear A und B) bis zur Entdeckung des Alphabets im 12./11. Jh. im semitischen Raum zu einer beständigen Vereinfachung des Schriftsystems kam. Die Griechen übernahmen kurz nach 800 das phönikische Alphabet wahrscheinlich von der phönikischen Kolonie Cypern und erweiterten die semitische Konsonantenschrift um die Vokale – dabei führten sie bereits bestehende zeitgenössische Ansätze zu solcher Orthographie weiter.

Kap. II (Homer als Dichter der orientalisierenden Epoche, 28-54) weist überzeugend und detailliert die mannigfaltigen Einflüsse v. a. der mesopotamischen Epik (*Atrahasis*, *Gilgamesh*, *Enuma elish*) auf HOMER nach, was Stil (Epitheta, Formelverse, Vergleiche), inhaltliche Motive, mythische Konzepte und Erzählfiguren angeht. B.s Fazit: „Es wäre paradox, wenn die klassische Philologie die nächsten Parallelen und Vorgänger der ältesten griechischen Literaturwerke weiterhin in stillem Einverständnis ignorieren würde.“ (54).

In Kap. III (Ostwestliche Weisheitsliteratur und Kosmogonie: Zur Vorgeschichte der Philosophie, 55-78) legt B. dar, wie auch die Bücher der sog. Vorsokratiker nicht im leeren Raum

entstanden, sondern von östlicher Weisheitsliteratur bzw. kosmogonischer Mythologie bzw. Spekulation beeinflusst wurden. Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist auch, dass der Lehrsatz des PYTHAGORAS in Keilschrifttexten schon rund 1000 Jahre vor Pythagoras routinemäßig angewandt wurde und die Einteilung des Kreises in 360 Grad samt der Unterteilung in Minuten und Sekunden ein Stück babylonischer Rechentechnik sind.

In Kap. IV (Orpheus und Ägypten, 79-106) geht B. den Beziehungen zwischen Griechenland und dem Osten im geistig-religiösen Bereich nach, so am Beispiel der Gleichsetzung Osiris-Dionysos, der seit dem Ende des 6. Jhs. als Mysteriengott bezeugt ist und das Glück der Verstorbenen im Jenseits sichert, und der kontrovers diskutierten „Orphik“, einer religiösen Bewegung, die Orpheus als Prophet betrachtete und Bücher des Orpheus kannte, die sie als heilige Texte behandelte. Nach B. erscheint die Orphik „als eine elitäre Gruppe inmitten einer sehr viel weiteren und unbestimmteren ‚bakchischen‘ Kult- und Symboltradition.“ (94).

In Kap. V (Persien und die Magier, 95-133) sieht B. das *Avesta*, die Sammlung der heiligen Schriften der altiranischen Religion des Mazdaismus bzw. Zoroastrismus als etwa zeitgleich mit der archaischen und klassischen Epoche Griechenlands, sodass Einflüsse wahrscheinlich sind. Begegnungen von griechischem und persischem Geist vor dem großen Krieg zeigen sich vor allem an zwei Wörtern: *Megabyxos*, Titel des Priesters der Artemis zu Ephesos, und *magos*, das iranischer Herkunft ist. Nach wie vor umstritten ist die Frage nach dem Einfluss des iranischen Dualismus auf die griechische Philosophie. Der Dualismus bei EMPEDOKLES etwa könnte sich dem Kontakt mit persischen Wanderpredigern, *magoi*, verdanken.

B.s große Leistung mit diesem kleinen Büchlein ist, die Anfänge der abendländischen Geisteswelt anschaulich und gut lesbar darzustellen – vor welchem Hintergrund des Wissens dies geschieht, kann ermesen, wer die benutzte Primär- und Sekundärliteratur im Anmerkungsapparat 136-159 einsieht.

MICHAEL LOBE, Bamberg

K.W. Weeber: *Luxus im alten Rom. Die Schwelgerei, das süße Gift ... Darmstadt (Primus) 2003. 176 S., EUR 34,90 (ISBN 3-89678-239-8).*

*Ex oriente lux, ex occidente luxus.* Dies gewitzte Bonmot aus der Feder des polnischen Schriftstellers STANISLAW JERZY LEC aus seinen „Sämtlichen unfrisierten Gedanken“ mag auf die Besprechung eines Buches einstimmen, das sich mit dem vielschichtigen Phänomen des Luxus im alten Rom beschäftigt. Der durch zahlreiche Buchveröffentlichungen zur römischen Kultur- und Alltagsgeschichte bekannte Althistoriker KARL-WILHELM WEEBER (W.) beleuchtet es unter den verschiedensten Aspekten: Tafel-, Villen-, Bade-, Erotik-, Kunst-, Schmuck-, Möbel-, Sklaven-, Gräberluxus - und auch die Darstellung der zeitgenössischen Kritik am Luxus fehlt nicht, ebensowenig wie ein „Who is who der 25 reichsten Römer.“

Im Vorwort konstatiert W., dass es „in der Weltgeschichte kaum eine Gesellschaft gegeben (hat), die so stark durch Statussymbole geprägt war wie die römische“. Im ersten Kapitel über „Armut und Reichtum in der römischen Gesellschaft“ macht W. das Gefälle zwischen Arm und Reich anhand konkreten Zahlenmaterials sinnfällig: So dürfte die Zahl der jährlichen Arbeitstage bei Lohnarbeitern zwischen 330 und 350 gelegen haben; arbeitsfreie Wochenenden waren unbekannt. Dass die kaiserlichen *congaria* nur ein Tropfen auf dem heißen Stein waren, zeigt das Beispiel eines Geringverdieners, der, wenn er in den Genuss aller 7 *congaria* in der 45jährigen Regierungszeit des AUGUSTUS gekommen wäre, pro Jahr damit nicht mehr als knapp zwei Wochenlöhne erhalten hätte. Gemessen an den „Superreichen“ wie etwa CRASSUS hätten CICERO und PLINIUS d. J. nur zu den „Normalreichen“ gezählt. Die Gründe für die Stabilität der römischen Gesellschaftsordnung mit ihrer gewaltigen sozialen Kluft sieht W. in den öffentlichen Sozialmaßnahmen und – vergleichbar dem amerikanischen Tellerwäschermythos – der „grundsätzlich vertikalen Durchlässigkeit der römischen Gesellschaft“. Kap. 2 stellt römischen Tafelluxus am Beispiel historischer (LUCULLUS, APICIUS, VITELLIUS, ELAGABAL) bzw. literarischer Figuren (Nasidienus, Trimalchio)